

| | |
|--|-----|
| Young, f. Kind. | |
| Zimmermann, f. Bodemann. | |
| Zinkernagel, Die Entwicklungsgeschichte von Hölderlins Hyperion (R. M. Meyer) | 608 |
| Zicharnack, Lessing und Semler (Heinrich Hoffmann) | 195 |

Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum.

| | |
|--|---------------|
| 1. Bücher | 340 |
| 2. Zeitschriften | 649 |
| Entgegnung. Von G. M. Prem | 677 |
| Antwort. Von J. C. Wackernell | 678 |
| Nachrichten | 440. 679. 820 |
| Nachträge und Berichtigungen | 440. 680 |
| Register. Von Alfred Rosenbaum | 822 |

Euphoriön

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Fauer**Fünfzehnter Band**

Erstes und zweites Heft



Jährlich erscheinen 4 Hefte im Umfange von je 13 Bogen, welche einen Band bilden
Preis des Heftes M. 4 = K 4.80, des Bandes M. 16 = K 19.20

Leipzig und Wien

K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung

Carl Fromme

1908

88. Von einem Studenten zu Paris (als er Bischof geworden ist, tritt ihm sein ehemaliger Magister mit brennendem Lichte gegenüber, um auf diese Weise von dem hochmütig gewordenen erkannt zu werden). Quelle: *Mensa philosophica*, 4, 28, S. 250. Vgl. Etienne de Bourbon, S. 359, Nr. 412 und Wright, *Latin stories*, S. 67, Nr. 73; bei Wright heißt der Pariser Magister Robertus de Chartres.

89. Von Lamen / welche bald gehend wurden. Quelle: *Mensa philosophica*, 4, 31, S. 256. Vgl. den zweiten Teil des *Fabliaus Du vilain mire* (Montaignon-Raynaud, III, S. 156), dessen bekannteste Varianten die 4. Erzählung des Pfaffen Amis, die 190. *Facetie Poggios* und die 17. *Historia* im *Eulenspiegel* sind. Literaturnachweise findet man bei Koel, II, S. 182, *Dunlop-Liebrecht*, S. 207 und 486, *Lappenberg*, *Ulenspiegel*, S. 238, *Benfey*, *Pantschatantra*, I, S. 517, *Crane*, S. 241 zu *Bitry*, Nr. 254 und *Bébier*, S. 476. Dazu noch: *Hans Sachsens Meistergesang Der Ewlenpiegel* (*Schwänke*, III, S. 108); eine Erzählung *Autre histoire d'un Quidam saignant estre medecin*, et de plusieurs marautz im *Plaisant boutehors d'oyiveté* (N. de Montaignon, *Recueil de poésies françoises des XV^e et XVI^e siècles*, VII, S. 180 ff.); G. *Bouchet*, *Les Serées*, 3, 30, éd. Roybet, IV, S. 273; *Weidner*, IV, S. 206; *Ch. de Coster*, *La Légende ... d'Ulenspiegel*, Brüssel, 1893, LXII, S. 108.

90. Von einer armen Weiriu (der Pfaffe will ihr das ihm von ihr vermachte Huhn wegnehmen, ohne auf ihren Tod zu warten; das hat nicht einmal der Teufel getan, dem sie es oft und oft gegeben hat). Quelle: *Mensa philosophica*, 4, 31, S. 257. Nach einer mir unbekanntem spanischen Quelle wird dieselbe Geschichte erzählt in dem *Discours sur les sermens et juremens espaignols des Seigneurs de Branthome* (*Oeuvres*, IX, S. 208); sie steht auch bei *Duville*, I, S. 51: *D'une femme et de son curé = Le récréations françoises*, I, S. 23, geringfügig geändert in den *Nouveaux contes à rire*, I, S. 329: *D'une Villageoise et de son Curé*; *Casalicchio*, c. I, d. I, a. 3, S. 6; *Tallemant des Reaux*, *Historiettes*, VI, S. 280, Nr. 117.

91. Von einem Prior im Kloster (der seinen Mönchen nur stark gewässerten Wein vorsetzt. Als er einmal einen Schwäger fragt, wann dessen Mühle still stehen werde, erhält er zur Antwort, so lange nicht, als er nicht aufhöre, Wasser zuzugießen). Quelle: *Mensa philosophica*, 4, 35, S. 265. Vgl. *Domenich*, S. 344 und *Democritus ridens*, S. 201.

92. Von einem Mönche / der ein guter Schluckbruder war („Nuff ein gut Wort sol man einen guten Trund thun.“). Quelle: *Mensa philosophica*, 4, 37, S. 270.

93. Von einem andern Mönche (er will vom harten Brot nicht essen und zitiert den Spruch: Laß diese Steine Brot werden). Quelle: *Mensa philosophica*, 4, 37, S. 270.

94. Von einem Kloster Diener (Ein Abt schickt zu einem Ritter, der dem Kloster Vieh geraubt hat, einen einsichtigen Mönch mit dem Auftrage, von dem Geraubten möglichst viel heimzubringen. Der Mönch, der vom Ritter zum Essen geladen wird, ist, um dem erhaltenen Befehle nachzukommen, so viel ihm nur möglich ist. Schließlich erstattet der Ritter das ganze geraubte Gut wieder). Quelle: *Mensa philosophica*, 4, 40, S. 279. Vgl. *Caes. v. Heisterb.*, I, 6, c. 2, *Pauli*, Nr. 61, auf dem *Hans Sachsens Schwänke* V, S. 20 und II, S. 574 beruhen, ferner *Schimppf vund Ernst*, 1545, Bl. 62^a = *Scherz mit der Warheit*, 1560, Bl. 63^a (1563, Bl. 66^a) und *Casalicchio*, c. I, d. VIII, a. 7, S. 148.

95. Von Nonnen / vnd irer straff wegen der Hurerey (die ganze Strafe besteht darin, daß sie von jeder Mitschwester drei Streiche mit einem Fuchschwanz erhalten). Quelle: *Mensa philosophica*, 4, 41, S. 280. Vgl. eine Erzählung in der *Disputation de l'asne contre frere Anselme Turmeda* (1. Ausg., Lyon, 1544), einem Werke, das auf einem unbekanntem spanischen

Buche beruht; in der deutschen Ausgabe *Gespräch des Esels wider Bruder Anselmen* von Turmeda, *Mümpelgardt*, 1606 steht die betreffende Erzählung S. 210 ff. Auf der *Disputation de l'asne* beruht *H. Estienne*, *Apologie pour Hérodote*, Ausg. A la Haye, 1735, I, S. 518. Vgl. auch den Schluß der 5. *Novelle* der *Cent nouvelles nouvelles*, die 47. *Novelle* der *Porretane* von *Sabardino degli Arienti* (1. Ausg. 1483), *Venetia*, 1531, Bl. 134^b und *Tallemant des Reaux*, *Historiettes*, VI, S. 271, Nr. 78.

96. Von einer andern Nonnen (Sie entschuldigt ihren Fehltritt damit, daß sie den Bibelspruch befolgt habe: Prüfet alles). Quelle: *Mensa philosophica*, 4, 41, S. 281. Vgl. *Le Moyen de parvenir*, 16, S. 44.

97. Von einer Beginen. Quelle: *Mensa philosophica*, 4, 42, S. 284. Vgl. *Voltes* *Noten zu Montanus*, *Gartengesellschaft*, Nr. 109.

98. Von einem Oculisten (Während des Augenleidens der Besitzerin stiehlt der Arzt allen Hausrat). Quelle: *Mensa philosophica*, 4, 44, S. 289. Vgl. *Odo* von *Teritona* bei *Hervieux*, 4, S. 415; *Thomas Morus*, *Epigramm De chirurgo et anu* (*Poemata*, S. 251); *Waldis*, *Esopus*, 3, 54 mit *Kurzens* *Nachweisen*; *Hans Sachs*, *Meistergesang Die plint fraw mit dem arzet* (*Schwänke*, V, S. 297).

99. Von einer Doctorin. Quelle: *Mensa philosophica*, 4, 44, S. 290, von mir abgedruckt zu *Morlinis* *Novelle* 32; siehe meine dortigen *Nachweise*.

100. Von einem Landknecht / der bey einer Nonnen gelegen. Quelle: *Bebel*, S. 55; *Confessio lancearij seni monacho* (I, 51).

Hiermit wären denn zu 99 von den 100 *Historien* des *Emplastrum Cornelianum* die unmittelbaren Quellen nachgewiesen. Es bleibt nur mehr eine, die 83. zu untersuchen.

83. Von dreien Töchtern / welche am ersten Freyen sollte (der Vater stellt ihnen die Frage, was am schnellsten wachse; die die beste Antwort gebe, die dürfe heiraten. Die erste antwortet: Die Kürbisse, die zweite: Der Hopfen, und die dritte, die jüngste: Das Ding des Knechtes. Die jüngste darf denn auch heiraten). Zu dieser Erzählung kann ich die Vorlage *Sommers* nicht nachweisen, die zugleich, mittelbar oder unmittelbar, auch die Vorlage von *N. de Beaufort d'Huberval* gewesen sein muß, der in der *Contes en vers érotico-philosophiques* (1818), *Neudruck Bruxelles*, 1882, S. 57 unter dem Titel *La chose qui croit le plus vite* dasselbe wie *Sommer* erzählt. Sehr ähnlich ist das *Fabliau Le jugement des cons* (*Montaignon-Raynaud*, V, S. 109), wo drei heiratsfähigen Töchtern die Frage vorgelegt wird, was älter sei, ihr Mund oder ihre Scham. Auf dieses *Fabliau* geht auch, was *Volte* entgangen ist, der 91. *Schwank* in der *Gartengesellschaft* von *Montanus* in letzter Instanz zurück und ebenso nebst der von *Volte* zitierten Stelle aus dem *Moyen de parvenir* auch die „*Romance*“ *Le jugement difficile* in den anonym erschienenen, von *P.-N. de La Place* verfaßten *Amusemens, gayetés et frivolités poétiques*, *Londres*, 1783, S. 14. Vgl. auch *Bébier*, S. 277.

Paul Gerhardt und August Buchner.

Von F. Hahne in Braunschweig.

Was uns an Paul Gerhardt, diesem ersten unter den protestantischen Kirchendichtern, im besondern Maße auffällt, ist seine technische Durchbildung. Seine Sprache ist rein und reich und, von

zeitlichen Kraftwörtern abgesehen, edel, sein Vers fließt rhythmisch und wohlgelesen, höchstens bei zusammengesetzten Wörtern findet sich für unser Gefühl eine schwebende Betonung; und welche Fülle von metrischen Formen beherrscht er! Seine 131 Gedichte weisen 51 verschiedene metrische Schemata auf, worunter sechs zum Teil recht verwickelte und eigenartige als seine eigene Erfindung bezeichnet werden können.¹⁾ Diese formale Glätte und Vielseitigkeit legt den Gedanken an eine Art poetischer Schulung nahe, wie denn seit Alters an Gerhardt gerühmt wird, daß er sich die Fortschritte der Opitzischen Dichtweise zu nütze gemacht habe. Doch in solcher Allgemeinheit ausgesprochen, kann uns dieser Gedanke für die Erklärung jener formalen Vorzüge wenig fördern. Und wenn wir genauer forschen, so finden wir, daß Opitz' Büchlein von der deutschen Poeterey allein sie sicherlich nicht hervorgebracht haben würde; Einwirkungen der Opitzischen Dichtungen aber sind nur ganz verschwindend wenig nachzuweisen.²⁾

¹⁾ Gib dich zufrieden und sei stille; Der Tag mit seinem Lichte; Warum sollt' ich mich denn grämen; Die glühne Sonne; Was trogest du stolzer Tyrann; O wie ein so großes Gut.

²⁾ Die teutschen Poemata, im Inhalt ganz der geistlichen Dichtung heterogen, zeigen doch einige Parallelen. Gedicht 70, Hochzeit Gedicht. Aus dem Niederländischen Dan. Heinsiu v. 25 ff.:

Ihr habt das Land nun innen,
Da euch der Ostwind nicht mehr wirdt verwerffen können
Herr Bräutigam, werfft auß den Anker in das Tieff,
Und für den Ungeflümm versichert ewer Schiff.
Wir sind noch in dem Meer, darauff wir folgen sollen,
Wo uns der wilde Wind und Wellen haben wollen . . .
So fahren sie zu Port in Lust und Fröligkeit . . .

Vgl. Gerhardt, Auf das selige Absterben Herrn Christian Lindholzens.
B. 5 und 6:

Wir schweben in der See, der Sturm trübt unsern Sinn,
Herr Lindholz ist im Port. Gott helf uns allen hin.

Op. I. Poem. 85 Elegia v. 1 ff.:

Weil daß die Sonne sich ins tiefste Meer begeben,
Und ihr gestirntes Haupt die Nacht hat aufgerichtet,
Sein Menschen, Vieh und Wild wie gleichsam ohne Leben,
Der Monde scheint auch gar kaum mit halbem Licht:
Ich, ob schon alles schläfft, muß ohn Aufhören wachen,
Ich, ob schon alles ruht, muß ruhen ohne Ruh . . .

Vgl. Gerhardt:
Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt und Felder,
Es schläft die ganze Welt:
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf, ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Überhaupt möchte man in seinem Entwicklungsgange nach einer lebendigen Übertragung so seiner Kunst suchen, da eine persönliche Berührung mit Opitz ausgeschlossen ist. Daß er sich in seiner Jugend mit lateinischer Metrik befaßt und laut dem uns erhaltenen Schulzeugnisse der Grimmaischen Fürstenschule versiculos tolerabiles gefertigt habe, ist als frühes Zeichen formalen Sinnes zu beachten, aber für seine deutschen Versgebilde ziemlich belanglos. Man hat dann in seinen Wittenberger Hofpredigers und Generalsuperintendenten Paul Röber nachgedichtet hat, wie jedermann in seinen gesammelten Gedichten lesen kann, so hat sich die Sage gebildet, die in den meisten Biographien Gerhardts getreulich wiederkehrt, er habe die Anregung zu seiner Kunst diesem Manne zu verdanken. Nichts kann falscher sein als dieses. Nur zwei Lieder sind von Röber bekannt,¹⁾ und diese zeigen ihn als einen blutigen Dilettanten, von dem Gerhardt schlechterdings nichts lernen konnte. Besonders seine Technik ist derart, daß P. Gerhardts Umdichtung seines Liedes „O Todt, o Todt, schreckliches Bild“ im wesentlichen eine Verbesserung

Op. I. Poem. 85, 11: Da mir der Zährenbach auß beyden Augen bringet.
P. Gerhardt: Gottlob nun ist erschollen. Str. 5.

O Mensch und laß den Thränenbach aus beiden Augen rinnen.

Es scheint, als ob die Elegie Nr. 85 auf Gerhardt einen nachhaltigen Eindruck gemacht habe, so daß sowohl die Nachstimmung des Gedichtes wie der „aus beiden Augen bringende Zährenbach“ bei ihm haften blieben. Weniger wirksam sind offenbar die geistlichen Dichtungen Opitz' gewesen. Seiner Umdichtung der 150 Psalmen in Sobwassers Metren steht Gerhardts Psalmendichtung durchaus unbeeinflusst gegenüber, und auch unter den Episteln und Liedern ist nur ein einziger Anklang zu entdecken:
Opitz an dem Heil. Dreikönige-Tage:

Brich auf und werde lichte,
Laß gehn die Nacht zu nichte,
Dein Licht kömmt her zu dir:
Die Herrlichkeit des Herren
Glänzt prächtig weit und ferren
Und zeigt sich über dir.

Gerhardt in sachlicher Umkehrung, aber an Metrum und Reime auch Gedankenformung sich anlehnend:

Der Tag mit seinem Lichte
Flucht hin und wird zu nichte,
Die Nacht kommt angegangen,
Mit Ruhe zu umfassen
Den matten Erdenkreis.

¹⁾ Siehe Das deutsche evangelische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts von D. A. Fischer und D. W. Timpel, Gütersloh 1904, 1, S. 479 ff.

in technischer Hinsicht zu nennen ist. Rüber bringt es fertig, zu schreiben:

Wo ist der alten Heiligen Schar
In Palästina begraben?
Sie sind kommen auß deiner Swar
Ewiges Lebn sie haben.

Gerhardt hingegen bessert:

Wo ist der alten Heil'gen Zahl,
Die auch daselbst begraben?
Sie sind erhöht im Himmelsaal,
Da sie sich ewig laben.

Und was leistet Rüber in dem zweiten von ihm erhaltenen Liede: „Ach wie einn kleinen Augenblick!“ 3. B. Str. 4:

Warumb ist denn der Mensch so bald
Wie ein Regnbögen vergangen?

Und Str. 11:

Bald wird er wie der Edelst Stein,
So nur behesht geleet,
Voll Glanz, Tugend und Kräfte seyn,
Wenn das Grab wird gereet.
Bald wird der Kön'gin Purpur Kleid,
Welchs schön gefaubert worden,
Ihr angelegt mit grosser Fremd
In der Klugen Jungfrawn Orden.

Ein Kenner wie W. Lämpel äußert wahrlich von ihm mit Grund: „Rüber ist als Dichter ohne größere Bedeutung, Gerhardt ihm gegenüber in seiner Dichtweise durchaus selbständig.“

Wenn man einerseits gern auf Rüber als dichterischen Anreger Gerhardts verwies, so haben andere einen Einfluß des Wittenberger Lehrers der Beredsamkeit und Poesie August Buchner angenommen, eines Schülers und Nachfolgers Opitzens, ohne freilich viel mehr als das längere zeitliche Zusammenleben beider an demselben Orte und die wenigen Spuren daktylischer Dichtung bei Gerhardt als Beweis beizubringen, so daß mehr als die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit weder von Smend¹⁾ noch von Kawerau²⁾, die vor allen diesem Gedanken nachgegangen sind, behauptet wird. Und in der Tat bewiesen ist hiermit noch nichts. Durch die Zugehörigkeit zu verschiedenen Kreisen könnte eine Annäherung Gerhardts an Buchner selbst 13 Jahre lang verhindert sein, die daktylischen Dichtungen könnte man, wie

1) Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts P. Gerhardt 2, S. 302 „vermutlich“.

2) G. Kawerau, P. Gerhardt Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 93, S. 8 „recht wahrscheinlich.“

Karl Goedeke¹⁾ als „Versuche eines Theologen in modischen Kunstformen“ abtun. Darum kann es nicht wunder nehmen, wenn P. Wernle in seinem trefflichen religionsgeschichtlichen Volksbuche (Tübingen 1907) und Ernst Koch in seiner mehr das Landläufige zusammenfassenden Preisschrift (Leipzig 1907) Buchners gar nicht Erwähnung tun und W. Nelle in seiner Ausgabe Gerhardts (Hamburg 1907, S. XXVII) jeden Einfluß Buchners kurzweg leugnet. Klarheit in dieser Frage kann uns nur eine eingehende Untersuchung des Verhältnisses zwischen Gerhardt und Buchner geben, soweit dieses aus der nach Buchners Tode († 1661) in zweifacher Ausgabe (1663 und 1665) erschienenen Poetik, sowie den wenigen zugänglich gemachten dichterischen Erzeugnissen dieses hochbedeutenden Mannes einerseits und Gerhardts Liedern andererseits festzustellen ist.

Die posthum gedruckte Poetik Buchners ist der Niederschlag dessen, was er lehrte, sie ist der Leitfaden, den er seinen Vorlesungen zugrunde legte und durch mündliches Diktat seinen Hörern überlieferte.²⁾ Sie ist als solcher durch Nachschrift und Abschrift der Studenten bereits früh bekannt gewesen³⁾ und 1638 sogar seinen Freunden in einem Manuskriptdruck mitgeteilt.⁴⁾ Demgemäß könnte Gerhardt, wenn er Buchner als Hörer näher getreten ist, sie unmittelbar kennen gelernt haben, wenn dies nicht der Fall war, konnte er sich das Diktat anderweitig verschaffen; vielleicht auch dürfte ihm jene Ausgabe von 1638 in die Hände gekommen sein, da er laut Ausweis eines Taufscheins bis 1641 in Wittenberg als stud. theol. anwesend war.⁵⁾ Sehen wir zu, ob irgend eine innere Verwandtschaft seines Dichtens zu Buchners Theorie den günstigen äußeren Bedingungen einer Beziehung beider entspricht!

Durchaus nicht beweiskräftig für solche Verwandtschaft sind die ersten sechs Kapitel in Buchners „Anleitung zur deutschen Poeterei“,⁶⁾ in denen nach einigen Vorerörterungen von der Wortwahl, von der Formung der Sätze und dem Schmucke der Rede, sowie von sprachlichen Freiheiten im Verse gehandelt wird. Denn diese Auseinander-

1) Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts, herausgeg. von K. Goedeke und J. Litzmann, 12. Bd., Leipzig 1877, S. 5.

2) Nicht freilich sein Kollegienheft. Dazu ist das Büchlein mit seinen 176 wohlhabend gedruckten Duodezseiten nicht umfangreich genug. Denn, „da sonst viel Geist in seinen Oratorien ist, soll er hingegen gar keine Art in denen mündlichen Vorträgen gehabt, auch seine Academische Lectiones allemahl vom Pappier herunter gelesen haben“. Zedlers Universal-Lexikon 1733, 4, Sp. 1770.

3) Siehe Vorrede zu „Aug. Buchners kurzem Weg-Weiser zur deutschen Dichtkunst... zum ersten mahl hervorgegeben durch M. Georg Gözen“, Jena 1663.

4) Siehe W. Buchner, Aug. Buchner, Hannover 1863, S. 32 und 64.

5) Siehe Smend a. a. D., S. 302.

6) So der Titel der rechtmäßigen Ausgabe von Othone Prätorio, p. p. Wittenberg 1665.

setzungen, die größtenteils auf Opitz fußen, sind sehr allgemein gehalten und geben nur die damals gültigen sprachlichen Anschauungen wieder, so daß die Übereinstimmung Gerhardts mit diesen Vorschriften für eine besondere Anlehnung an Buchner nichts besagen will. Anders das 7. Kapitel, in dem dieser „vom Maße der Verse und ihren Arten“ spricht. Hier übertrifft er seinen größeren und reicheren Meister, dessen Sinn für das Wesentliche im literarischen Fortschritt und dessen Fruchtbarkeit in seinem kurzen und wechselvollen Leben zu bewundern bleibt, durch Genauigkeit der Angaben und die selbstständige Hinzufügung der daktylischen Versarten. Er zählt genau auf, welche Arten von Versen er im trochäischen und iambischen Geschlechte als zulässig ansieht; es sind folgende:

| trochäisch: | iambisch: |
|---------------------------|-----------------------------|
| 1 — ◡ — | 1 ◡ — ◡ |
| 2 — ◡ — | 2 ◡ — ◡ |
| 3 — ◡ — ◡ | 3 ◡ — ◡ — ◡ |
| 4 — ◡ — ◡ — ◡ | 4 ◡ — ◡ — ◡ — ◡ |
| 5 — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ | 5 ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ |
| 6 — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ | 6 ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ |
| 7 — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ | 7 ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ |

Das heißt, er will eigentlich nur die vierfüßigen Verse gelten lassen, doch fügt er, wie Opitz, in der iambischen Gattung den fünf- und sechsfüßigen Blancvers (versus communis) und den Alexandriner hinzu, von dem ja Opitz einen so ausgiebigen Gebrauch macht. Es ist auffällig, daß Gerhardt mit Ausnahme des Amphibrachys (◡ — ◡) alle diese Versarten verwendet. Wir finden das katalektische trochäische Metrum — ◡ — in einer Strophe, die er selbst entworfen hat, wofür er ein metrisches und melodisches Vorbild im Kirchengesange nicht vorfand, nämlich in dem Trostliede: „Warum sollt' ich mich denn grämen / hab ich doch / Christum noch, / Wer will mir den nehmen?“¹⁾ Wir finden das vollständige Metrum im Christ-Wiegen-Liedlein (Gia, Gia), ebenso Versgebilde, die den Reichen 3—6 entsprechen, aber andere nicht. Einmal könnte es scheinen, als ob er einen Vers nur aus einem Trochäus bestehen lassen wollte, doch folgt er hier nur Nicolais schönem Morgensternliede (Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ), wie er ja auch den Dochmius (◡ — ◡ — ◡) gebraucht, wo er Luthers Truglied zugrunde legt. (Wie lang, o Herr, wie lange soll; Das ist mir lieb, daß Gott mein Hort). Im iambischen Geschlechte finden sich, abgesehen von der ersten Reihe alle übrigen sechs. So sind gerade die seltensten 2, 3 und 7 in einer von Gerhardt selbst

¹⁾ Wiederholt in „Fröhlich soll mein Herze springen.“

erfundenen kunstvollen Strophe, die sogar Jamben und Trochäen mischt, enthalten:

- i. 7 Gib dich zufrieden, und sey stille
- tr. 6 In dem Gotte deines Lebens,
- i. 7 In ihm ruht aller Freuden Fülle,
- tr. 6 Ohn ihn müßt du dich vergebens.
- i. 2 Er ist dein Quell
- i. 3 Und deine Sonne,
- i. 2 Scheint täglich hell
- i. 3 Zu deiner Wonne.
- i. 8 Gib dich zu freuen.

Wir finden auch den Blancvers und den Alexandriner. Den Blancvers gebraucht er in einigen überlieferten Metren, z. B.: „Lobet den Herren, / alle die ihn fürchten, / laßt uns mit Freuden seinen Namen singen . . . und „O Jesu Christ / dein Kripplein ist / mein Paradies, da meine Seele weidet.“¹⁾ Den Alexandriner weisen zwei Gedichte auf, die beide keine Kirchenlieder sind, jedesmal zu Bierlingen zusammengeordnet, wie es Opitz liebt. In dem einen geht das stumpf ausgehende Reimpaar dem klingenden voran, in dem anderen umgekehrt das klingende dem stumpfen. Das erste, nach Goedekes Meinung ein Frühgedicht, beginnt:

Du liebe Unschuld du, wie schlecht wirst du geacht't
Wie oftmals wird dein Thun von aller Welt verlacht.
Du dienest deinem Gott, hältst dich nach seinen Worten,
Darüber höhnt man dich und drückt dich aller Orten.

Dieser Reimwechsel von stumpfen und klingenden Reimpaaren wird durch 15 Strophen durchgeführt. Das zweite Gedicht, in dem der klingende Reim den Vortritt nimmt, besteht nur aus zwei Strophen:

Herr Lindholz legt sich hin und schläft in Gottes Namen,
Weiß nichts mehr von dem Leid und von dem großen Gramen,
Das jetzt die Welt durchstreicht. Sein Grabmal deckt ihn zu,
Der Himmel ist sein Sitz, die Erdgruft seine Ruh!

Die Erklärung dieser Verschiedenheit in den Versausgängen gibt eine Stelle in Opitz' Poeterey, Cap. VII: „Denn man den weiblichen in diesem genere carminis gemeiniglich die Oberstelle läßt; wiewohl auch etliche von den männlichen anfangen.“²⁾ Sei es nun, daß Gerhardt diese Stelle selbst gelesen hat oder daß er die darin enthaltene Vorschrift mittelbar überliefert bekam, jedenfalls zeugt die reinliche Scheidung der beiden Arten, die Alexandriner zusammenzusetzen, von irgendwelcher technischen Unterweisung, die mit dem

¹⁾ Die falsche Messung „m. P. / da m. S. w.“ wird durch die Melodie widerlegt.

²⁾ Opitz selbst verwendet auch, besonders in Epigrammen, gekreuzte und eingeschlossene Reimpaare.

Kirchenliede nichts zu tun hatte, und wofür Buchner vermöge seiner Stellung zu Opitz und seiner Nähe zu Gerhardt als der zunächst Gegebene erscheint. Freilich, Gewißheit ist auch dies noch nicht, Gewißheit ergibt sich jedoch meines Erachtens aus den daktylischen und anapästischen Gedichten Gerhardts, deren wir fünf entdecken.

Buchner ist unzweifelhaft der Einführer des Daktylus und Anapästs in die neuere deutsche Poesie.

Er sagt das einerseits selbst, wenn er auch bescheiden anerkennt, daß dergleichen Verse auch früheren deutschen Dichtern bekannt gewesen sein müßten und ein daktylisches Lied Ulrichs von Lichtenstein nach Melchior Goldast dafür anzieht. Andererseits kündigt sein Schüler Philipp von Zesen im hochdeutschen Helikon (1640) und der Scala Germanico-latina Heliconis Teutonici (1656) laut seinen Ruhm als Erfinders der „Dattelreime“. In einem dem hochdeutschen Helikon vorgelegten Gedichte heißt es in der neuen Versart:

Buchner, so längst unsterblich gemacht,
 igitund wird ähnlich den Göttern geacht
 weil er die Palmenart erstlich erfunden.
 Höbus verwundert sich selbst ob ihn,
 Orfeus muß anders die Saiten aufziehn.
 Zulklius schweiget und lieget gebunden.

In der Scala Helic. Teut. Sectio IV de genere dactylico puro et Antidactylico seu Anapaestico quasi mixto, S. 83 sagt er: 'Utrumque vocamus Buchnericum ab eius inventore Augusto Buchnero, in Academia Wittebergensi Professore famigeratissimo, germanice die Buchnerart.' Buchner stellt nun ähnlich wie bei den Trochäen und Jamben sechs Arten von daktylischen Versen auf, vom katalektischen Dimeter — — an — ein Fuß macht keinen Vers aus — bis zum Tetrameter. Die Vierfüßigkeit ist auch hier wie beim Trochäus und, mit Einschränkung, beim Jambus das äußerste Maß. Den Anapäst läßt er einfach dadurch entstehen, daß er den Daktylen eine Länge voranstellt. Natürlich sind das keine Anapäste, sondern Daktylen mit Auftakt. Vermieden sind die daktylisch ausgehenden Reihen. Buchner kennt noch keine daktylischen Versausgänge, wie sie Goethe in den Osterliedern des Faust bildet, sondern nur stumpfe und klingende. So haben wir folgende sechs Reihen:

| daktylisch: | | | anapästisch: | | |
|-------------|-------|-------|--------------|-------|-------|
| 1 — — — | — | | 1 — — — | — | |
| 2 — — — | — — | | 2 — — — | — — | |
| 3 — — — | — — — | — | 3 — — — | — — — | — |
| 4 — — — | — — — | — — | 4 — — — | — — — | — — |
| 5 — — — | — — — | — — — | 5 — — — | — — — | — — — |
| 6 — — — | — — — | — — — | 6 — — — | — — — | — — — |

Von den fünf daktylischen Gedichten Gerhardts steht eins außer Betracht, weil darin der Daktylus nur rudimentär und nach alter Vorlage gebildet ist, nämlich: „Lobet den Herren, denn er ist sehr freundlich.“ In den übrigen vier sehen wir Gerhardt mit den metrischen Reihen, die Buchner für die daktylischen und anapästischen Verse aufstellt, arbeiten. In diesem Punkte glaube ich weiter zu kommen als diejenigen, die sich mit der literargeschichtlichen Überlieferung von Buchners Stellung zum Daktylus begnügten, ohne seine „Anleitung“ einzusehen. In dem Gedichte „Herr, höre was mein Mund“ finden wir hinter einem iambischen Vierzeiler die zweite anapästische Reihe:

Herr, höre, was mein Mund
 Aus innerm Herzensgrund
 Ohn alle Falschheit spricht:
 Wend, Herr, dein Angesicht,
 Vernimm meine Bitte.

Das Gedicht geht nach der Melodie: „Als der gütige Gott“, die aber nicht daktylisch auszugehen braucht.

In dem Gedichte „O wie ein so großes Gut“ stehen hinter einem trochäischen Vierzeiler zwei daktylische Reihen der fünften Art:

O wie ein so großes Gut
 Ist es doch, im Frieden scheiden
 Und mit wohlvergünftigem Mut
 In Geduld den Tod erleiden!
 Lasset uns loben, was jeder nur weiß,
 Selbiges Sterben hat dennoch den Preis.

So vier Strophen. Für dieses Metrum hat er keinen Vorgänger im Kirchengesang; das Gedicht ist ein Gelegenheitsgedicht, sein Versmaß vom Dichter selbst entworfen. — Die Umbichtung des 52. Psalms „Was trodest du, stolzer Tyrann“ ist anapästisch, und zwar genau in der Weise wie Buchner die Anapäste versteht, es sind daktylische Verse mit vorangesezier Länge. Das Gedicht zeigt die 3. und 4. anapästische Reihe.

Was trodest du, stolzer Tyrann,
 Daß deine verkehrte Gewalt
 Den Armen viel Schaden tun kann?
 Verkrensch dich und schweige nur bald!
 Denn Gottes des Ewigen Güte
 Bleibt immer in völliger Blüte,
 Und währet noch täglich und stetet,
 Ob alles gleich sonst vergeheth.

Und so 9 Strophen. Goedeke tadelt die Metrik dieses Gedichtes, insofern als es aus lauter Amphibrachen bestehe. Aber er tadelt

Buchner, nicht Gerhardt; denn wir lesen in der Anleitung S. 145, daß „die trochäischen (Wörter) auch, wenn ihnen ein iambisches nachgesetzt wird, leichtlich einen Daktylum machen können“. Also Buchner läßt es gleichgültig, wie oft und wo das Wortende den Versfuß durchschneidet. Wir finden Gerhardt hierin nur im Einklange mit ihm.¹⁾ — Besonders fruchtbar dünkt mich Gerhardts Morgensegens:

Die güldne Sonne,
Voll Freud und Wonne,
Bringt unsern Grenzen
Mit ihrem Glänzen
Ein herzerquickendes, liebliches Licht.
Mein Haupt und Glieder
Die lagen darnieder
Aber nun steh ich
Bin munter und fröhlich
Schau den Himmel mit meinem Gesicht

Wir finden hier die 2. und 5. daktylische Reihe Buchners, dazwischen die 2. anapästische. Gerhardt erzielt mit den Daktylen wunderbare Wirkungen, z. B. Strophe 7:

Menschliches Wesen,
Was ist's gewesen?
In einer Stunde
Geht es zu Grunde,
Sobald das Pflülein des Todes drein bläst.
Alles in allen
Muß brechen und fallen,
Himmel und Erden,
Die müssen das werden,
Was sie vor ihrer Erschaffung gewest.

Am schönsten klingt der Schluß aus:

Freude die Fülle,
Und selige Stille
Hab ich zu warten
Im himmlischen Garten,
Dahin sind meine Gedanken gericht.

Freilich nicht immer sind die Daktylen gut gebaut, z. B. Strophe 12:

¹⁾ Goedeke weist das Gedicht der Jugend Gerhardts zu. Ob er damit Recht hat? Es erschien 1667, in der Zeit seines Zusammenstoßes mit dem großen Kurfürsten, und es enthält mehreres, was nicht den Psalmenworten, wohl aber der damaligen Lage Gerhardts entsprach. Strophe 7 z. B. hat im Psalm kein Vorbild, dürfte aber geheimste Gedanken Gerhardts offenbaren. Ebenso die erste Hälfte von Strophe 9: „Trotz sei dir, du trotgender Noth! / Ich habe den Höchsten bei mir / Wo der ist, da hat es nicht Noth / Und fürcht ich mich gar nicht vor dir.“ wobei der fanatische und selbstbewusste Zelotismus des strenggläubigen Dichters scharf zu verurteilen wäre.

Kreuz und Glende
Das nimmt ein Ende
Nach Meeresbrausen
Und Windessaufen
Reuchtet der Sonne gewünschtes Gesicht.

Allein daran kann kein Zweifel sein, daß das ganze Lied daktylisch zu messen ist. Wenn W. Nelle in seiner Ausgabe Gerhardts behauptet, daß der Dichter dem Vorgange Buchners im Gebrauche des Daktylus nicht gefolgt sei und hinzufügt: „Denn keins von allen seinen Liedern und Gedichten weist Daktylen auf, ein paar ganz seltene Ausnahmen in dem Strophenbau des Liedes 'die güldne Sonne' abgerechnet,“ — so scheint er die Metrik der von ihm edierten Dichtungen wenig ergründet zu haben.

Die Mischung von daktylischen und anapästischen Reihen in dem letztbehandelten Gedichte ist durchaus im Sinne Buchners, der es im 9. Kapitel „Von Zusammenordnung der Verse“ für durchaus zulässig erklärt, lange Verse mit kurzen, trochäische mit iambischen, daktylische und anapästische untereinander und mit jenen zu mischen. Er führt ein Beispiel aus seinen eigenen Dichtungen an, worin fast genau wie in Gerhardts Morgensegens zwischen der 2. daktylischen und der 1. anapästischen Reihe gewechselt wird. S. 148:

Nichtige Freuden
Lasset uns meiden!
Die Seele bestrickt,
Wer sich nur lezet,
Fleischlich ergetzet,
Zur Erde geblickt.

Er bringt auch ein sehr verwickeltes Beispiel vor, welches zeigt, welche metrischen Aufgaben er sich stellte und wahrscheinlich auch seinen Schülern gestellt haben wird:

Dakt. Rufet und rennet, ihr gierigen Leute,
Taub an den Ohren, an Augen auch blind.
Was wird doch sein die erlangete Beute,
Was doch als Nebel und Schatten und Wind?
tr. Leicht kann Wind sich wenden
Und der Schatten enden,

Jamb. Der Nebel auch eh, als man meint,
Dakt. Schnelle verscheint.

Diese von Buchner geübte Mischung gibt auch die Erklärung für ein von Gerhardt erfundenes Metrum, dem wir zunächst verwundert gegenüberstehen. Das ist das des christlichen Ergebungsliedes, worin Jamben und Trochäen gemischt erscheinen:

Gib dich zufrieden und sei stille
 In dem Gotte deines Lebens,
 In ihm ruht aller Freuden Fülle,
 Ohn ihn müßt du dich vergebens.
 Er ist dein Quell
 Und deine Sonne,
 Scheint täglich hell
 Zu deiner Wonne,
 Gib dich zufrieden.¹⁾

Die Untersuchung der metrischen Dinge hat uns meines Erachtens zu einem Ergebnis geführt.

Buchner erklärt bei den Trochäen nur 2—4füßige Verse für zulässig, während er bei den Jamben auch den fünffüßigen Blancvers und den Alexandriner hinzufügt. In beiden Versarten entspricht Gerhardt diesen Vorschriften bis auf die schon Opitzsche Unterscheidung der Reimordnung bei den Alexandrinern. Buchner führt den Daktylus und Anapäst ein und stellt je sechs Reihen beider Messungen auf. Gerhardt verwendet in vier Gedichten fünf von den bei Buchner aufgestellten Reihen und bildet genau die falschen Anapäste, die Buchner gutheißt. Buchner rät, seinem Sinne für die varietas gemäß, die Versarten zu mischen. Gerhardt mischt kurze und lange, iambische und trochäische, daktylische und anapästische, und beide mit Jamben und Trochäen. Wenn wir hiernach Gerhardts 13jährigen Aufenthalt an Buchners Universität in Betracht ziehen, so dürfen wir bestimmt sagen: Gerhardt hat Buchner gekannt und von ihm gelernt. Seine sprachliche und metrische Schulung, die seinen glaubensinnigen, tief empfundenen Gedichten noch heute das Gepräge des Klassischen verleiht, hat er im langjährigen Umgange mit Buchner erworben, dessen „Anleitung“ auch sein poetisches Leitbuch gewesen ist.

Aus Buchners Dichtungen Bestätigungen zu dem gefundenen Ergebnis zu gewinnen, ist wegen des geringen Umfangs der durch den Druck zugänglich gemachten Dichtwerke des überdies als Theoretiker stärkeren Meisters einigermaßen erschwert. Wir sind im wesentlichen auf Hoffmanns von Fallersleben Abdruck im Weimariſchen Jahrbuche von 1855 und die Wiedergabe der geistlichen Dichtungen in Fischer-Tümpels deutschem evangelischem Kirchenliede des 17. Jahrhunderts (1, S. 488 ff.) angewiesen. Die letzteren, für unseren Zweck von größerer Wichtigkeit, weisen in der Tat einige einleuchtende

¹⁾ Vgl. A. Buchners Umdichtung des 23. Psalms (Fischer-Tümpel 1, Nr. 548), wo zu sechs vier- oder fünffüßigen Jamben zwei vierfüßige Trochäen den Strophenſchluß bilden.

Parallelen auf. Zuvörderst finden wir das Bild des wilden, stürmereichen Meeres für das menschliche Leben, das Opitz von dem Niederländer Daniel Heinsius übernahm (Teutsche Poem. 70, 25 ff.), auch bei Buchner nachgeahmt. Während jedoch Opitz nach seinem Vorbilde einen etwas leichtfertigen Begriff damit verbindet, insofern als er die Liebesirrfahrten der Unvermählten mit dem Meere vergleicht und die Ehe als den sicheren Port des liebenden Herzens darstellt, wendet Buchner schon wie Gerhardt den Vergleich geistlich. Z. B. Gemeiner Irrtum (Weim. Jahrb.):

Ach, wie irren wir so sehr
 Hier auf diesem wilden Meer!
 Alle wollen selig sein,
 Wenig schicken sich darein.
 Wer trifft doch die rechte Bahn?
 Wer greift doch das Werk recht an?

Zum Gleichnis ausgeführt ist die Metapher in dem Gedicht „Des Christen Schiffahrt“:

1. Unser Leben ist ein Meer,
 Die Begierden sind die Wellen,
 Die sich grausamlich aufschwellen
 Und uns werfen hin und her.
2. Bricht ein Ungelücke rein,
 Ist es als ein Sturm zu achten.
 Unser Port, darnach wir trachten,
 Ist hier Ruh, dort selig sehn.

Wenn wir hiernach die letzten Verse des kleinen, meisterlichen Leichencarmens auf den Kammergerichtsadvokaten Lindholz betrachten, so wird uns klar, daß sie, trotz ihrer äußeren Ähnlichkeit mit Opitz' Hochzeitsliede, doch eigentlich auf Buchners Christen-Schiffahrt fußen und aus ihr die rechte Erklärung finden:

Wir schweben in der See, der Sturm trübt unsern Sinn;
 Herr Lindholz ist im Port, Gott helf uns allen hin.

Der Sturm ist das Unglück des Lebens, der Port das Seligsein, das Herr Lindholz sterbend errungen hat. Wie geläufig Gerhardt dieses Bild war, ersehen wir daraus, daß er es in dem Sterbegegedicht auf Margritgen Zarlanges ebenfalls gebraucht:

Hier sind wir auf der wilden See
 Im Sturm und tiefen Fluten,
 Da geh't's uns, daß vor Ach und Weh
 Das Herze möchte bluten.

Wir gehen kaum fehl mit der Annahme, daß er den Heinsius-Opitzschen Vergleich von Buchner eingepreßt empfing.

Aus „Des Christen Schiffahrt“ scheint auch eine andere dem Seeleben entstammende Metapher bei Gerhardt herzuleiten:

Jesu allerliebster Bruder
Der's am besten mit mir meint,
Du mein Anker, Mast und Ruder
Und mein treuester Herzensfreund.

In dem Gebet I, 34 aus Joh. Arnds Paradiesgärtlein, das ihm als Vorlage gedient hat, findet sie sich jedenfalls nicht; wohl aber am Schluß von Buchners Christen-Schiffahrt:

Wollen wir recht lauffen ein,
Allem Ungemach entgehen,
Mußt du, Christus, uns beistehen
Schiffer, Rudel, Anker sehn.

Die humane Auffassung von Gottes väterlicher Milde, die Gerhardt vertritt, ist auch Buchners Anschauung. Aus V. 13 des 103. Psalms: „Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr, über die, so ihn fürchten“, entwickelt Buchner den viel weiter gehenden Gedanken in Strophe 8 seiner Übertragung:

Wie das Vater-Hertz verliebet
Sich nicht lange halten kan,
Bricht heraus und dann vergiebet,
Was das Kind hat mißgethan,
Ebenso erbarmet Gott
Über uns und wehrt der Nöth:
Nur daß man sich für ihm beuge
Und mit Fürchten Ehr bezeuge.

Daran erinnert uns die Strophe 3 des in demselben Versmaße abgefaßten „Trostliedes von der Buße“ bei Gerhardt:

Er ist ja kein Bär noch Leue,
Der sich nur nach Blute sehnt,
Sein Herz ist zu lauter Treue
Und zur Sanftmuth angewöhnt.
Gott hat einen Vaterjinn
Unser Jammer jammert ihn
Unser Unglück ist sein Schmerz
Unser Sterben kränkt sein Herze.

Ebenso erinnert eine Stelle in Gerhardts Abendliede an den Anfang dieses Psalms:

Auff, mein Geist sampt allen Sinnen,
Auff, und gib dich ganz herfür,
Du sollt einen Ton beginnen,
Der des Höchsten Namen zier.

Vgl. in Gerhardts Abendliede die Parallele:

Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf! ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Die Strophe von Gerhardts: „Wach auf, mein Herz, und singe“ weist Ähnlichkeit mit der in Buchners „schönem Morgenliede“ auf. Zwar ist diese sechszeilig, aber die letzten vier Verse entsprechen genau der Gerhardtschen Strophe:

Der schöne Tag bricht an,
Die Nacht ist abgethan,
Die Finsternuß vergangen
Laß uns dein Licht umfassen
O unser Sonn und Leben
Der Welt zum Heil gegeben.

Vgl. mit Zeile 3—6, das Metrum von:

Wach auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge,
Dem Geber aller Güter,
Dem frommen Menschenhüter.

Im Inhalt freilich lehnt es sich mehr an Gustav Adolfs Leibelied „Aus meines Herzens Grunde,“ wozu die nächtliche Anfechtung des Bösen eine eigene, persönlich erlebte Zutat ist. Indes ließe sich in der Bitte um Behütung vor bösem Tun:

Sprich Ja zu meinen Taten,
Hilf selbst das Beste raten

eine Parallele zu Strophe 3 entdecken:

Laß unter deiner Hut
Uns nichts tun, als was gut.

Auch die leichte Wendung zum seligen Sterben am Schluß:

Dein Wort sei meine Speise
Bis ich gen Himmel reise.

entspricht der Schlußwendung bei Buchner:

Muß unser Geist sich wenden,
Nimm ihn zu treuen Händen
Und laß auff deinen Namen
Uns fröhlich fahren! Amen.

Doch ist dieser Gedanke am Schluß des Morgenliedes häufig (Heinrich Albert, Knorr v. Rosenroth, Chr. Fr. Neander, Anton Ulrich v. Braunschweig, Gellert).

Daß die Parallelen aus Buchners und Gerhardts Dichtungen nicht alle zwingend sind, ist zuzugeben. Sie sind jedoch von Be-

deutung, wenn die aus der „Anleitung“ erschlossene Bekanntschaft Gerhardts mit Buchner tatsächlich vorhanden war. In diesem Falle dürfen wir annehmen, daß die Dichtungen des Lehrers Gerhardt vertraut gewesen seien und bei einem guten Gedächtnis, das die Mutter auch seiner Muse war, dauernd in ihm nachgewirkt haben. Daß aber Gerhardts dichterische Technik von Buchner beeinflusst worden, glaube ich dargetan und somit den wichtigsten Punkt in seiner übrigens dunklen Entwicklung aufgeheilt zu haben.

Friedr. Heinr. Jacobi und der Verfasser der Lebensläufe.

Mitgeteilt von Arthur Warda in Schippenbeil, Ostpr.

Im Briefe vom 30. Dezember 1784 hatte Jacobi an Hamann geschrieben: „Den 15ten sollten Sie bey Kriegs-rath Hippel speisen. Ich möchte wissen, ob auch dort meine Gesundheit getrunken wurde. Wenn Sie wieder zu dem Kriegs-rath kommen, so bringen Sie ihm einen Gruß von mir, und machen Sie ihm den Gruß so angenehm als Ihr Gewissen es Ihnen erlaubt, und Ihr Herz es Ihnen eingiebt.“ Hamann hatte diesen Auftrag, wenn auch aus Mangel an Gelegenheit etwas spät, ausgerichtet, wie er Jacobi im Briefe vom 23. Januar 1785 mitteilte. Jacobi war wohl durch die mehrmalige Erwähnung Hippels in Hamanns Briefen zu diesem Gruß veranlaßt worden, Hamann aber hatte sich insgeheim darüber gewundert — wie wir aus einem seiner späteren Briefe entnehmen können —, da ihm über die Beziehungen beider Männer zu einander bisher nichts bekannt war. Etwa ein halbes Jahr später im Briefe vom (26. Juli bis) 5. August 1785 hatte Jacobi wiederum an Hamann die Bitte gerichtet: „Nennen Sie mich dann und wann dem vortrefflichen Hippel.“ Noch ehe Hamann hierauf antwortete, schrieb ihm Jacobi gleichsam zur Aufklärung unter dem 12. September 1785:

Zwischen den Büchern die ich Ihnen heute vor 8 Tagen geschickt habe, liegen zwei Exemplare eines Kupferstiches, der mich vorstellen soll, und doch etwas leidlicher ist, als die scheußliche Copie, vor ich weiß nicht welchem Bande der Allg. Biblioth. Eins von diesen Exemplaren geben Sie Hippeln, wenn es ihm darum zu thun ist. — Und nun noch ein Wort von Hippel. Ich weiß zuverlässig daß er der Verfasser der Lebensläufe ist, und Sie wissen es auch. Ob ich dieses wußte, habe ich einmahl an ihn geschrieben, und auch Antwort von ihm erhalten. — Sollte er Ihnen davon gesagt haben, so entschuldigen Sie mich daß ich nicht wieder geschrieben habe. Der Aufschub kam daher, daß ich den letzten Band seines Werks noch einmahl lesen wollte, und auch wirklich noch einmahl gelesen habe. Hernach

wollte ich die vorhergehenden Bände auch noch einmahl durchlaufen, und da fand sich daß der Erste davon verlohren war. Ob dieser wieder angeschafft war, verstrichen einige Wochen; und so kam mir der harte Winter von 83 in 84 über den Hals — der sehr vieles ungeschehen werden ließ. Wenn ich wüßte daß der vortreffliche Mann noch gern eine Antwort von mir hätte, so sollte er sie bald erhalten. Es ist weit über allen Ausdruck, was ich für ihn fühle.

Die Bücher, von denen Jacobi hier spricht, waren drei Exemplare seines Buches: Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn (Breslau 1785). Über den beigelegten Kupferstich habe ich bisher nichts feststellen können; das Exemplar befindet sich nicht mehr in der von Hippelschen Bildersammlung. Der Kupferstich vor dem 54ten Band der Allgemeinen deutschen Bibliothek trägt die Bezeichnung: Hemsterhuis amicus ad viv. delin. Düsseld. d. 2 Mart. 1781.¹⁾

Der Brief Jacobis an Hippel, diesem offenbar nicht direkt, sondern durch Vermittelung von Hippels Verleger Voss zugeschildt, ist, wohl nach einer zurückbehaltenen Abschrift, abgedruckt in F. H. Jacobis auserlesenem Briefwechsel (Band 1, S. 304 f.) unter der Überschrift: An den Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie. Des Zusammenhangs halber sei der Brief hier nochmals wiedergegeben:

Mit dem ersten Theile der Lebensläufe in diesem Augenblicke zu Ende, fühle ich auf einmal den festen Muth dazu, was ich während des Lesens wohl hundertmal zu thun entbrannte.

Schüchtern macht die Liebe, — aber sie macht auch kühn, die ächte, unüberwindliche, siegende.

Außer dem Wort Liebe weiß ich keines, dessen Sinn mir nicht zu gemein wäre für an Sie.

Heute der erste Schritt, den ich nach Ihnen wage — wer weiß, ob Sie mir nicht irgendwo entgegen kommen? früher oder später, wir treffen uns!

Vor drei Jahren legte ich Ihr Buch ziemlich gleichgültig auf die Seite, nachdem ich darin ein wenig gelesen, ein wenig geblättert hatte. Eben so zwei ganz verschiedene Leute, Amos und Lessing, Leibniz, Kleukern und Lavater verdanke ich's, daß ich es wieder vornahm.

Leben Sie wohl!

Der Sie mit den heißesten Wünschen seines Herzens segnet,

ist geboren im Jahre 1743
den 25ten Jänner,
mit Namen Jacobi,
getauft

Friedrich Heinrich,
Schriebs am 3ten December
1780.

Schriftliche Urtheile von Claudius und Lessing über die Lebensläufe liegen uns in Briefen an Jacobi nicht vor, ebensowenig Briefe

¹⁾ Vgl. Jacobis Brief an Lavater vom 8. März 1781 (Auserlesener Briefwechsel Band 1, S. 309).